Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 13

Artikel: Wissenschaftlicher Bummel über den Engros-Markt
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639037

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

vertrauen. Auch sie war nämlich schwer leidend. Das Elend in der Künstlerehe, der frühe Tod des Gatten und nun noch die Trennung vom einzigen geliebten Kind, das alles brach ihre schwachen Kräfte und ihr feines, stilles Leben. Als der Knabe drei Jahre alt war, starb auch seine Mutter. Hans Streno hatte sie eigentlich nie recht gekannt. Er wusste nicht, was Elternliebe ist. Er schloss sich seinen Pflegeeltern und Kameraden gegenüber nie auf. Sicher ist, dass ihm in der zartesten Kindheit seelische Wunden versetzt wurden, die seinen durch Veranlagung ohnehin schwierigen Charakter noch mehr verhärteten. Mürrisch und misstrauisch hielt er sich von allen Menschen fern.

Nur einen einzigen Menschen fand er, dem er alles bedeutete und der für ihn alles blieb: fast zu gleicher Zeit wurde auch ein anderer Waisenknabe in die Erziehungsanstalt aufgenommen. An seinen Namen kann ich mich nicht erinnern. Hans Streno nannte ihn stets nur Fin. Im Charakter waren beide ähnlich. Fin allerdings etwas weniger misstrauisch und zurückhaltend. Immerhin sprachen beide nur wenig vor andern Leuten. Beide Knaben zeigten eine ausgesprochene Begabung für Musik. Fin trieb in der Anstalt eine alte, nicht mehr einwandfreie Geige auf. Mit sechs Jahren spielte er darauf kleine Lieder, natürlich auswendig und dazu noch heimlich, da er von Noten nichts wusste. Denn in der Anstalt wurde sehr darauf geachtet, dass die Zöglinge ja nicht etwas «Unnötiges» trieben. Und Streno lernte eben so heimlich auf einem alten Harmonium die Tasten drücken. Als er einmal zum Klavier kam, war er nicht mehr davon abzubringen. Er wurde vom Klavier wie von einem Magneten angezogen. Verbote und Strafen halfen nichts. So kam es, dass die beiden mit zehn Jahren in der Anstalt Konzertlein gaben.

Es galt für sie als ausgemachte Sache, dass sie Künstler würden und dereinst konzertierend die Welt durchzögen. Allein die Erziehungsanstalt hatte andere Pläne mit ihnen vor. Erstens wurde die dicke Freundschaft wenig geschätzt, und zweitens sah man es direkt als Sünde an, die Zöglinge zu einem andern als zu einem ausgesprochenen Brothandwerk hinzuleiten. Jede künstlerische Betätigung wurde ohnehin nur als Tagedieberei gewertet.

Eines Tages, die beiden Jungen zählten vierzehn Lenze, traf sie ein fürchterliches Gebot: von jetzt an durften sie nur noch an den Sonntagen gemeinsam eine Stunde musizieren. Zudem wurden sie von den Lehrern aus sogenannten pädagogischen Gründen mit allen möglichen Mitteln getrennt. Das ertrugen sie nicht. Eines Tages waren sie verschwunden. Der Polizei gelang es nicht, ihnen auf die Spur zu kommen. Erst nach mehreren Wochen wurden sie endlich entdeckt, als sie in einer fremden, mehrere Tagereisen entfernten Stadt gemeinsam musizierten. Ihre elenden Kleider verrieten sie; denn der kleine Musikerverdienst wurde fortwährend glatt aufgegessen. Die Nächte brachten sie meistens in Ställen oder auf dem Heu zu. Zum Glück war es Sommer. Wie Verbrecher wurden die Knaben in die Anstalt eingeliefert und wie Verbrecher bestraft. Sie wurden einige Tage richtig eingekerkert, und zwar jeder für sich in einem dunklen Loch. Fin soll stundenlang geschluchzt und geschrien haben. Streno habe keinen Laut von sich gegeben; seine dunklen Augen suchten die Mauer zu durchbohren, hinter der sein Freund liegen musste.

Die Folgen dieser Strafe fielen zuungunsten der Erzieher aus: Acht Tage später waren die beiden wiederum verschwunden. Diesmal ging es lange, bis man etwas von ihnen wusste. Erst nach Monaten wurden sie in den Bergen gesehen. Und erst im Spätherbst, als die Kälte hereinbrach, gelang es der Polizei, die beiden Jungen zu erwischen. Jetzt waren es aber keine Knaben mehr, sondern Jünglinge, halbreife, verwilderte Burschen. In der Erziehungsanstalt für Kinder war ihres Bleibens nicht mehr. Sie wurden in Zwangserziehungsanstalten eingeliefert, selbstverständlich getrennt. Und zum drittenmal brannten sie durch, um gemeinsam die Freiheit zu erleben, zu wildern und vorab zu musizieren. Der Winter trieb sie in eine andere Stadt. Da erhielten sie vor allem einen Einblick in das Leben und Treiben der untersten Schichten. In Tingeltangels spielten sie auf. In Spelunken übernachteten sie. Nie trennten sie sich. Ihre Freundschaft war kein kindliches Schwärmen mehr, sondern ein blutig ernstes Zusammenstehen, Zusammenleiden, Zusammenschaffen. Mit einer heiligen Begeisterung spielten sie dem Abschaum der menschlichen Gesellschaft ihre Weisen vor. Die lüsternen, gemeinen Dirnen, die nach den hübschen, verwilderten Jungen äugten, gewahrten sie kaum. Sie hörten auch nicht auf die Worte der Landstreicher, die in ihrer allernächsten Nähe Tabak kauten und Schnaps schlürften. Sie sahen keine andere Menschen an; sie sahen nur sich und hörten nur ihre Musik. Es muss allerdings eine seltsame Zigeunermusik gewesen sein. Noten kannten sie immer noch nicht; von den Meistern der Töne hatten sie keine Ahnung. Dennoch erklang ihr Musizieren, wenn auch verwildert, voll Innigkeit und hinreissender Jugendkraft. — Ihre Musik hatte sie wiederum verraten; nicht nur Dirnen und Vagabunden hörten ihre Weisen, nein, hin und wieder verirrte sich auch ein kultivierter Mensch in diese Art Kneipen, allerdings nicht des Kneipens wegen, sondern der seltsamen Töne wegen, die aus dem Qualm und üblen Geruch herausdrangen. — So verirrte sich auch einmal ein reicher Kaufmann in die Spelunke, worin gerade die beiden Knaben musizierten. Der Herr wollte mit ihnen ein Gespräch anknüpfen. Zuerst taten sie störrisch, und wollten nichts aussagen. Aber der Kaufmann liess nicht von ihnen ab, bis er um ihr Geheimnis wusste. Da fasste er in seinem Herzen den Plan, die Jungen richtig in der Musik ausbilden zu lassen. — Von dem Tage an ging für lange Zeit das Dunkel im Leben der beiden vorüber. Ein neues Dasein fing für sie an, etwas wie ein Traumleben. Der reiche Herr liess beide am Konservatorium richtig ausbilden. Fin spielte die Geige; Streno ward ein tadelloser Pianist. Die Musik öffnete ihnen die besten Häuser der Stadt. Der Kaufmann war mächtig stolz auf sie. Er erwog sogar den Gedanken, beide an Kindes Statt aufzunehmen, weil seine Ehe kinderlos geblieben war. Auch seine Frau sorgte wie eine gute Mutter für die beiden Jünglinge. Diese bewiesen vielfach ihre grosse Dankbarkeit, und dennoch blieben sie ihren Wohltätern gegenüber innerlich fremd. Nicht ein einziger Mensch wurde zu ihrem Vertrauten erhoben; kein Mensch ward aus dieser seltsamen Freundschaft klug. Auch die schönen Töchter aus vornehmen Familien schienen die beiden gar nicht zu beachten, obschon sie längst das Reifealter erreicht hatten. Nur ihre Musik verriet täglich ihr überquellendes reiches Innenleben.

Ueber drei Jahre dauerte dieser Glücksstand. Für etwas anderes als für Musik interessierte sich keiner von beiden. Das reiche Ehepaar bewog sie zu ihrem ersten öffentlichen Konzert, obwohl weder Fin noch Streno das zwanzigste Altersjahr erreicht hatten. Allerdings schien der Erfolg nicht an der Unmündigkeit der Künstler zu scheitern. Der grosse Abend nahte. Schon aus Neugierde war der Saal gut besetzt. Viele Herrschaften der Stadt wollten doch einmal die beiden Jungen nicht nur hören, sondern auch sehen, von denen so viel Heimliches und auch Unheimliches herumgemunkelt wurde. Das Konzert soll auch glänzend verlaufen sein. Besonders Fin habe mit seiner Meistergeige die Herzen der Hörer wirklich im Sturm erobert. Auch Streno soll als Begleiter tadellos gespielt haben.

Schon am Tage nach dem Konzert musste sich Fin zu Bett legen. Eine bis zur Stunde noch nicht bemerkte Lungenkrankheit, verbunden mit einem Nervenzusammenbruch, brach aus und führte den Jüngling unaufhaltsam dem Tode entgegen. Alle Mittel wurden angewendet, und keines half. Drei Tage vor seinem Tod bat Fin seinen Freund, der übrigens fast Tag und Nacht am Krankenbett wachte, um seine Geige.

Und jetzt ereignete sich das, was Streno um den Verstand brachte: der sterbende Fin spielte und spielte seine Seele aus. Mit Worten ist es nie möglich, zu sagen, wie diese Musik geklungen haben muss. Ich weiss nur, dass sämtliche Insassen des Hauses erschüttert und wie gelähmt waren, als Fin mit einem schauerlichen Akkord die Geige auf die Bettdecke sinken liess und seine letzte Kraft an einem plötzlichen Blutsturz brach. — Drei Tage lang lag er noch da, bleich und mit geschlossenen Augen. Seine Rechte hielt die Rechte des Freundes umfasst. Man liess beide gewähren. Als aber nach drei Tagen die Hand Fins erkaltete, erhob sich Streno aus einem tiefen Traum und warf sich mit einem Mark und Bein durchdringenden Schrei über den Toten. Ohnmächtig wurde er weggetragen.

Diese seltsame Ohnmacht dauerte tagelang — und als Fin schon in der Erde lag, kam Streno wieder zu sich — und doch nicht mehr zu sich: sein Geist war gestört.

Er musste in unsere Anstalt verbracht werden. Nichts als die Meistergeige seines Freundes begehrte er. Und ohne diese Geige kann er eben nicht weiterleben. Entsetzlich ist es anzuhören, wenn er selber zu geigen beginnt. Seit all den Jahren hat er keine Klaviertaste mehr angerührt; er scheint seine eigene Kunst ganz vergessen zu haben. Er versucht immer wieder die abgebrochene Melodie seines toten Freundes weiterzuführen.

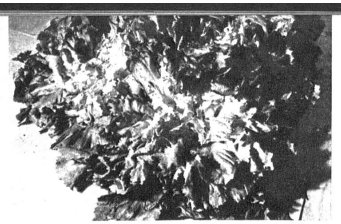
Diese wahnwitzigen Versuche dringen durch die dicksten Mauern des Irrenhauses. Es liegt eine dämonische Kraft und übermenschliche Schauerlichkeit in diesen Tönen, die eigentlich keine Töne mehr sind. Es ist das Röcheln einer todwunden Seele; es ist die lautgewordene Idee eines Wahnsinnigen, der nicht sterben kann, bis er die letzten Töne seines toten Freundes wieder gefunden zu haben wähnt. Dieses Suchen, das einem Gesunden die Ohren zerreisst, wird der arme Kranke nicht aufgeben können, bis er selber vom Tode erlöst sein wird. *Die* Erlösung wünschen wir alle, Gesunde und Kranke, nicht nur zu seinem, sondern auch zu unserm Heil. — Damit habe ich Ihnen die Lebensgeschichte unseres schwersten Patienten erzählt, soweit es mir nach meinen eingehenden Erkundigungen über Hans Streno möglich ist.»

Mit diesen Worten schloss der Verwalter des Irrenhauses seinen ergreifenden Bericht.

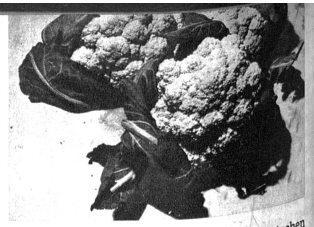
Kuno Christen

Wissenschaftlicher Bummel über den Engros-Markt

Die Frage nach der Ernährung ist heute besonders aktuell, zumal man entdeckt hat, dass, entgegen der bis anhin geltenden Lehre, noch nicht alle Nahrungsstoffe bekannt sind, die zur Aufrechterhaltung des Stoffwechsels erforderlich sind. Indessen pflanzt der Mensch schon seit der Steinzeit Gemüse an: Wir kennen zum Beispiel Linsen, Bohnen, Moorrüben seit mehr als 4000 Jahren. Schon die Pfahlbauern in der Schweiz haben diese Gemüsekultur gehabt. Nun gibt es aber zunächst eine grosse Anzahl anderer Gemüsearten, die aus fremden Ländern erst allmählich zu uns gebracht und hier zur Kultur gezüchtet wurden.



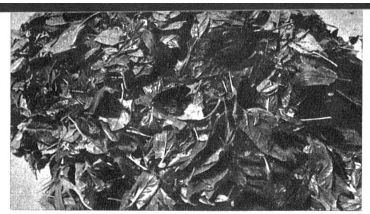
Der Salat ist ein sehr dehnbarer Begriff. Es gibt viele Dinge, die wir als Salat essen. Hier reden wir von den Pflanzen, deren saftige grüne Blätter genossen werden. Wir haben auch hier aus dem Altertum einzelne versprengte Ueberlieferungen und damit die Gewissheit, dass auch dort diese grüne Pflanze bekannt war. Ob und wie sie gegessen wurde, ist uns leider nicht mit stichhaltigen Erläuterungen bekannt. Erst im Mittelalter begann man die Salatpflanzen gebührend zu schätzen und der starke Anbau der Salate in italienischen Klöstern gibt hinlänglich Aufschluss über deren Kultur. Es waren dann auch die Mönche selbst, die für den Export sorgten, und wir treffen diese Pflanze auch bald hernach in den klösterlichen Siedelungen anderer Länder.

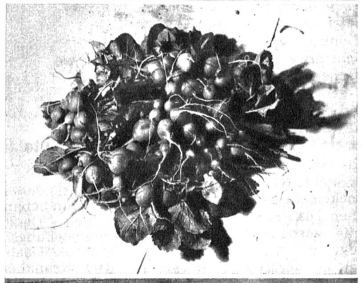


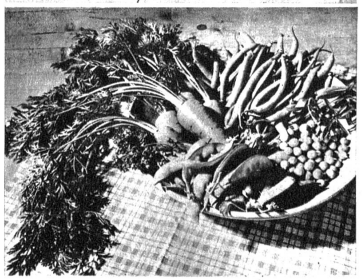
Den Kohl kannten bereits die Griechen und Römer. Von den Aegyptern haben wir davon keine Nachricht. In Rom aber empfand man ihn als «allerbestes» Gemüse, als sehr gesund und wohlschmeckend. Die Zubereitung unterschied sich wahrscheinlich sehr wenig von der heutigen. Finesse: Fette und Gewürze waren schon dazumal Zugaben, die den kulinarischen Genuss erhöhten. Es gibt eine ganze Anzahl Kohlarten, wobei unleugbar der Blumenkohl die berühmteste Kultur errungen hat. Der Blumenkohl wurde schon im alten Orient angebaut, kam aber erst im späten Mittelalter nach Italien und noch später erst in den höheren Norden des übrigen Europas.

Der Spinat hat seinen Start sehr wahrscheinlich in Persien. Dort wurde er unter dem Namen Ispany angebaut. In Indien, wo er seine Kultur entfaltet hat, nannte man ihn Isfany. Von dort wanderte er über Kleinasien und Griechenland, und es waren dann auch die Araber, die auf ihren Eroberungszügen den Spinat nach Europa verpflanzten. Nur ganz allmählich drang die Kultur des Spinats aus Spanien und Frankreich nach dem übrigen Europa und Mitteleuropa. Man erwähnt ihn in den Klosterurkunden des 14. Jahrhunderts.

Rettich stammt gleichfalls aus dem Osten, wie so viele andere Gemüsearten. Radix syria ist sein alter Name, und es waren die Römer, die zu Beginn unserer Zeitrechnung ihn in Rom brachten. Im Kunsthistorischen Museum in Wien befindet sich eine römische Tonlampe mit einem Reliefbild, das einen Korb darstellt, in dem sich ein Brotlaib, ein Krüglein Wein und ein Rettich befindet. Darunter die Inschrift: «Pauperis cena, panem, vinum, radicem» (Die Mahlzeit des Armen: Brot, Wein, Rettich). Römische Legionäre brachten ihn ins Rheinland.







Der Lauch kommt aus dem Osten. Juden und Aegypter, Griechen und Römer, die ganze antike Welt waren leidenschaftlich auf dessen Würze erpicht. Er wird bis in den skandinavischen Norden hinauf als Gemüse und Würze verwertet. Selbst die Dichtung blieb von ihm nicht unberührt. So sagt Gudrun in der Edda von Sigurd, er habe sich von den Söhnen Gjukis abgehoben, wie grüner Lauch, der das Gras überrage. Weit über seine kulinarischen Dienste war er zu allen Zeiten noch als Heilmittel wirksam.

So stammt zum Beispiel die Bohne aus Amerika, und wir kennen sie demnach erst seit dem Spätmittelalter. Die Pythagoräer überliefern uns in ihren Schriften die Kenntnis von einer Bohne, und zwar der Saubohne (faba vulgaris). Diese Bohne finden wir schon in neolitischen Siedelungen in Kleinasien, Aegypten, Italien, Spanien; sie wird bereits in der Ilias erwähnt und in den Ruinen Troyas fand man ihre Kerne. Sie galt zu allen Zeiten als ein wichtiges Nahrungsmittel und spielte bei den Totenopfern eine sehr bedeutsame Rolle.